

## Christustag Bayern 2012

### Sie sahen niemand als Jesus allein

Vortrag von Michael Bammessel in München

3. Oktober 2012 – das ist ein Tag, an dem wir dankbar sein können. Dankbar für das Geschehen der Wiedervereinigung, dankbar aber auch dafür, dass dieser Festtag heute hier in München mit einem großen Gottesdienst begangen wurde. Die Spitzen der Politik waren dabei und hörten – Gottes Wort! Ein Gottesdienst, der im Fernsehen und auch auf Plätzen übertragen wurde und dann mit einem mächtigen „Großer Gott, wir loben dich“ endete.

Doch die Frage bleibt: Wie tief reicht in unserer Gesellschaft die Dankbarkeit gegenüber Gott denn wirklich? Ob das Fest der Wiedervereinigung auch in zehn Jahren noch mit einem Gottesdienst gefeiert wird? Welches Denken bestimmt unser Land?

Eine kleine Erfahrung ist mir da zu einem Symbol geworden und hat mich nachdenklich gemacht: Ich war bei einer großen Sitzung im Sozialministerium. Im Saal hing, was nicht mehr selbstverständlich ist, ein Kreuz an der Wand. Aber genau über dem Kreuz hing noch etwas anderes: Eine Uhr. Ich empfand das als ein Symbol: Ja, der Gekreuzigte ist schon wichtig, er gehört auch zu unserer Kultur, aber ist er wirklich das Wichtigste? Oder lassen wir uns in Wahrheit mehr durch anderes bestimmen, wie eben den Blick auf die Uhr?

Diese Frage müssen wir uns zuallererst selbst stellen. Als Christen, die ganz bewusst mit Jesus Christus unterwegs sind. Hängt bei uns vielleicht innerlich auch die Uhr über dem Kreuz? Sind wir in unseren Gemeinschaften nicht oft so mit unserem eigenen Programm ausgelastet, mit unseren vielen guten Ideen, mit unserem Bemühen, die Menschen mit immer wieder neuen Ansätzen auch missionarisch und diakonisch zu erreichen, unsere Gesellschaft wie das Salz der Erde zu durchdringen – so sehr, dass wir mit hängender Zunge nur noch Zeit haben um unser eigenes Programm zu bewältigen? **Ist wirklich noch die Ruhe da, um die Mitte die Mitte sein zu lassen? Jesus Christus!** Wie gesagt: Das ist zunächst mal eine Frage an uns selber.

Auch in der Diakonie erlebe ich, wie viele Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen unglaublich unter Druck stehen: Die Taktung in der sozialen Arbeit ist immer enger gestrickt, die finanziellen Vorgaben sind immer knapper, die Anforderungen immer höher. Auch da hat man den Eindruck, dass die Uhr über allem hängt. Eben auch über dem Anliegen, den Menschen zum Beispiel im Pflegeheim mehr zu geben als nur „satt und sauber“: ein wenig Zuwendung oder die Zeit, um miteinander ein Vaterunser zu beten.

Die Uhr scheint zum Gott geworden zu sein in unserem Land. Ich denke mir manchmal, ob wir nicht, bevor wir in die Kirche gehen, unsere Uhren ablegen sollten. Wäre das nicht ein Akt der Befreiung? Wir könnten erfahren, dass der „Gott Zeitdruck“ nicht auch noch in unserer Kirche und in unseren Zusammenkünften die Herrschaft haben muss. Wie leicht erwische ich mich dabei, dass mir als Pfarrer im Gottesdienst der Gedanke durch den Kopf schießt: „O weh, was für ein langes Vorspiel hat sich denn der Organist heute ausgesucht. Und die Lesung aus dem Alten Testament ist ja auch so lang ...“ Ich habe mir daher vorgenommen, dass ich im Gottesdienst, wenn die Glocken geläutet und wir im Namen des dreieinigen Gottes begonnen haben, nicht mehr auf die Uhr schaue, solange wir in Gottes Gegenwart zusammen feiern.

**Wir brauchen in unserer Zeit die Einfachheit, die Klarheit und die Konzentration.** Es gibt auch eine Sehnsucht danach, selbst wenn wir oft anders leben, auch in der Kirche. Viele Sitzungen, an denen wir teilnehmen, sind sicher notwendig; auch die Themen, die wir behandeln, sind wichtig. Aber wir haben doch die Sehnsucht, dass wir wieder den Kopf frei kriegen. Für die Mitte, für das, von dem alles andere lebt. Ich stelle mir das so vor wie eine Bergwanderung. Man lässt die dicke Luft des Tales einmal hinter sich, mitsamt dem Autoverkehr, den Staus und der Hektik und steigt auf den Berg. Je höher man kommt, desto weiter wird der Blick, desto reiner wird die Luft, und die Sonne verleiht allem so klare Konturen. So bekommt man auch den Kopf wieder frei.

Auf solch eine Bergwanderung möchte ich Sie nun mitnehmen – und dazu müssen wir noch nicht mal mit dem Auto in Richtung Berge fahren. Wir wollen einen Weg mitgehen, den Jesus gegangen ist. Er war ja auch unglaublich eingedeckt mit den Problemen seiner Zeit. In manchen Bibelszenen ist zu spüren, dass es auch Jesus manchmal zu viel wurde, mit all den Anforderungen, die auf ihn eingestürmt sind. So ist er nun einmal mit drei der Jünger, die ihm am allernächsten standen, auf einen hohen Berg gewandert: Petrus, Johannes und Jakobus. Sicher sind sie beim Wandern ins Schwitzen gekommen, aber als sie dann oben waren – die Tradition geht davon aus, dass es der Berg Tabor war – tat sich ihnen ein wunderbares Panorama auf. Der Blick weitete sich.

Wie sie ihre Augen vom Tal abwenden, verändert sich aber auch dramatisch ihr Blick auf den Meister. Drunten hatte er sie erst vor kurzem in Verwirrung gestürzt, als er ihnen gesagt hatte, dass ihm Leiden bevorsteht. Das hatte Angst, Widerstand und Konfusion in ihren Herzen ausgelöst. Doch hier auf dem Berg ist kein Dunkel mehr: Als sie ihren Meister anschauen, ist er plötzlich ganz verwandelt: Er leuchtet wie von innen heraus, seine Kleider und sein Gesicht strahlen wie die Sonne. Er steht wie in einem überirdischen Glanz. Es ist so, als würde endlich die Herrlichkeit und Größe, die die Jünger immer geahnt hatten, aber nie beschreiben konnten, plötzlich vor ihren Augen sonnenklar aufgehen.

Und es stehen plötzlich zwei Gestalten neben Jesus: Mose und Elia. Mose, der das Volk Israel in die Freiheit geführt und ihnen das Gesetz gegeben hat. Und Elia, jener Eiferer für den Herrn, der in einer ganz kritischen Zeit für den Ein-Gott-Glauben gekämpft hat. Zwei Männer, die eigentlich längst tot sein müssten, stehen neben Jesus. Wahrscheinlich hat es die Jünger erst mal ein bisschen gegruselt. Andererseits ist es herrlich, Jesus im Kreis dieser legendären Gottesmänner zu sehen. Schnell sagt Petrus: Können wir diesen Moment nicht festhalten? Einen Moment solcher Herrlichkeit und Klarheit! Wir frieren sozusagen die Szene ein, und wir gehen auch nicht mehr hinunter von diesem wunderbaren Berg.

Ich kann sehr gut verstehen, was Petrus bewegt: Aus dieser Klarheit wollen wir nie wieder weg. Nicht wieder zurück ins Getümmel unten im Tal, wo es so viele Unklarheiten und Debatten und Schwierigkeiten gibt. Allerdings schreibt Markus hier: Petrus wusste nicht, was er da redete. Stattdessen redet nun ein anderer. Eine Stimme, es kann nur die Stimme Gottes sein, sagt: „Das ist mein geliebter Sohn, den sollt ihr hören.“

Eigentlich ist das ein Affront. Den sollt ihr hören. Nicht Mose und nicht Elia. Gott selber erklärt zwei seiner wichtigsten Gesandten zu Nebenfiguren. Hat nicht Israel die ganzen Jahrhunderte nur überlebt, indem es auf Mose hörte, auf sein Gesetz? Hat nicht Israel immer in der Spur des Elia gelebt, der ihnen sagte: „Es gibt nur einen Gott. Tut alle Abgötterei weg.“ Und jetzt sagt Gott: „Das ist mein geliebter Sohn, den sollt ihr hören.“ Kein Wort mehr von Elia und Mose. Und dann heißt es auch noch ausdrücklich: Als sie ihre Augen auftraten, sahen sie niemanden als Jesus allein.

**Der Blick auf Jesus allein - das ist die Konzentration, die Freiheit und die Klarheit, von der alles ausgeht, was wir Christen brauchen.** Das heißt nicht, dass die anderen Dinge nicht wichtig und nicht von Gott gesandt wären. Denken Sie an Mose: Man kann nur bewundern, wie sein Gesetz durch die Jahrhunderte das Volk Israel getragen hat. In der intensiven Beschäftigung mit der Tora, die im Judentum praktiziert wird, ist ein großartiges Ernstnehmen des Wortes Gottes spürbar, vor dem man nur Hochachtung haben kann. Und doch sagt Gott jetzt: Das muss zur Seite treten, es bekommt eine Nebenrolle. Ich denke, dass auch manches, was wir an Debatten führen – denken Sie an die Debatten um das Zusammenleben gleichgeschlechtlicher Paare – zwar sehr wichtig ist; aber es muss doch die Nebenrolle bleiben. Nicht in dem Sinn, dass wir sagen, „Soll's halt jeder machen, wie er meint“ – nein. Man muss über Fragen, wie das Leben als Christ zu gestalten ist, ganz intensiv ringen und gut aufeinander hören und sich sehr ernst nehmen. Aber eben unter der Überschrift: Das ist „Mose“, das ist Nebenrolle. Wir dürfen dadurch keinesfalls den Blick verlieren für das Zentrum, für Christus, von dem alles ausgeht.

Ähnliches gilt auch für Elia. Ich weiß manchmal nicht, ob ich ihn bewundern soll, oder ob ich mich innerlich distanzieren soll von ihm. Ein Mann allein auf verlorenem Posten, der an dem alten Glauben an den einen Gott Israels festhielt, als das überhaupt nicht im Trend lag sondern der Polytheismus „in“ war. Elia hatte den Mut

dagegen anzugehen. Das ist bewundernswert. Aber die Mittel? Denken Sie daran, dass er die ganzen Baalspriester töten ließ, als er einen Moment des Triumphs erlebte. Das wird in der Bibel nicht kritisiert, und ich will es auch nicht kritisieren. Aber ich schaudere davor zurück: Das kann doch bestimmt nicht mehr unser Weg sein. Wir müssen sagen: Elia, das war deine Zeit, wir leben jetzt in der Christus-Zeit. Was dir, Elia, wichtig war, leben wir jetzt in ganz anderer Form.

Denken wir an die Auseinandersetzungen, in denen wir uns heute auf dem religiösen Feld befinden, an die Herausforderungen durch andere Religionen, aber auch durch eine neue, aggressive Religionsverachtung. Zuletzt haben wir das bei den Diskussionen um jenen islam-feindlichen Film im Internet gespürt, als viele Muslime auf die Straße gegangen sind. Dass das zum Teil mit Gewalt geschehen ist, ist in keiner Weise akzeptabel. Aber ich habe Verständnis für diejenigen, die nicht wollen, dass das, was ihnen besonders heilig ist, in den Schmutz gezogen wird.

Auf einem Foto sah ich eine muslimische Frau mit einem Plakat: „Nein zur Beleidigungsfreiheit“. Ja, das könnte ich auch unterschreiben. Können wir es einfach so hinnehmen, dass unsere Zeit es für nötig hält, alles und jeden durch den Schmutz zu ziehen? Ob es Politiker sind, oder Religionen, ob es der Papst ist, Jesus Christus oder eben Mohammed? Alles wird durch den Kakao gezogen, karikiert, lächerlich gemacht oder sogar übel geschmäht. Ich würde sagen: Ja zur Meinungsfreiheit, aber nein zur Beleidigungsfreiheit. Ich bin zwar nicht der Ansicht, dass wir einen veränderten Blasphemie-Paragrafen brauchen, weil das viel zu schwierig zu handhaben ist. Aber **ich wünsche mir, dass in unserem Land wieder ein neuer Respekt einkehrt. Nicht nur was Religionen betrifft, sondern auch, was Menschen und ihre Würde betrifft.**

In diesem Punkt fühle ich mich nahe bei den friedlich protestierenden Muslimen, Eines unterscheidet uns aber doch. Als Christen wissen wir, dass es von Anbeginn das Los von Jesus Christus war, herabgewürdigt zu werden. Das Kreuz selber war nichts anderes als der Versuch, Jesus nicht nur zu töten, sondern ihn auch zu verunglimpfen, ihn zu beschämen: er hing ja nackt am Kreuz, in aller Öffentlichkeit. Und die erste Zeichnung des Kreuzes, die man bei Ausgrabungen in Rom gefunden hat, zeigt bekanntlich Jesus am Kreuz mit einem Eselskopf. Daneben ein Christ, von dem es heißt: „Alexamenos betet (seinen) Gott an“.

So sehr wir als Christen gegen die Diffamierung des Glaubens, die Beleidigung Gottes selbst aufstehen werden, müssen wir doch gleichzeitig wissen: Es war von Anfang an sein Schicksal, immer wieder in den Schmutz getreten zu werden. Deswegen werden wir an diesem Punkt nicht handeln können wie hitzige Muslime, die auf Herabwürdigung ihres Glaubens mit Gewalt antworten. Da zieht sich eine Wasserscheide zwischen den Religionen hindurch. Für Muslime sind Allah und sein Prophet immer weit erhöht und getrennt von den menschlichen Niederungen. Alles, was Gott ins Getümmel des menschlichen Lebens hinabziehen will, ist für Muslime eine Lästerung. Als Christen wissen wir dagegen, dass Christus gleichzeitig der

Höchste ist, von dem das Licht ausgeht, und der, der in den Dreck hinabgestiegen ist, um die Menschen dort zu erreichen und um ihnen gerade dort beizustehen.

Hier zeigt sich tatsächlich ein Unterschied zwischen den Religionen. Man kann mit Hochachtung von den Muslimen sprechen, das sollten wir auch. Aber alles in einen Topf zu werfen und zu meinen, es sei letztlich alles das gleiche, das würde genau das Größte zur Seite schieben, das wir haben: Eben Christus! Weil er allein derjenige ist, der in Gottes Namen nach unten gestiegen ist. Eben dies hat Jesus auch seinen Jüngern in der Szene zugemutet, über die wir heute nachdenken. Erst waren sie oben in der Klarheit auf dem Berg und sahen niemanden als Jesus allein. Doch dann ging es sofort hinunter ins Getümmel. Mitten hinein in den Streit der Theologen, mitten hinein in das Leid der Welt. Markus berichtet es höchst anschaulich und kontrastreich.

Ein Gedanke ist mir in all dem noch wichtig. Man könnte diesen Satz „Sie sahen niemand als Jesus allein“ für eine fürchterliche Verengung halten, für einen harschen Dogmatismus, dem man entgegenhalten müsste: Seid doch nicht so eng. Warum immer nur die Beschränkung auf einen einzigen Punkt? Doch es ist genau umgekehrt: Wer auf Jesus allein schaut, wird ungemein weitsichtig und weitherzig. Weitsichtig, weil er von Jesus aus in die Welt schaut mit ihren auch intellektuellen Fragen und Problemen. **Die Konzentration auf Christus führt in eine unglaubliche Freiheit des Denkens. Vor allem aber führt sie in eine Weite des Herzens, weil Jesus selber diese Weite des Herzens verkörpert.** Als er vom Berg der Verklärung herabsteigt, trifft er auf einen verzweifelten Vater, der um Hilfe für seinen kranken Sohn bittet: Wenn du etwas kannst, dann hilf mir, sagt er in seiner Verzweiflung. Eigentlich nicht sehr freundlich gegenüber Jesus. Und doch sagt Jesus zu ihm: Alles ist möglich dem, der glaubt. Der Vater, der um seinen schwachen Glauben weiß, antwortet: Das schaffe ich nicht allein; das einzige, was ich noch glauben kann ist, dass du mir in meinem Unglauben hilfst. Dieses bisschen Glaube reicht Jesus, weil er ein ganz weites Herz hat. Er hilft der Familie, und der Sohn wird gesund.

Diese Art der Barmherzigkeit gewinnt man allein, wenn man auf Jesus schaut. Wer in seiner Nachfolge unterwegs ist, wer ihn sieht, der lernt bei ihm, ein ganz großes Herz für die Menschen mit ihren vielfältigsten Regungen und Schicksalen zu bekommen. Allein auf Jesus zu sehen macht also nicht eng, sondern weit.

Liebe Schwestern und Brüder, die Widersprüche, Verwirrungen und Belastungen des Lebens werden uns bleiben. Aber wenn wir ab und zu auf den Berg steigen, in unserer stillen Zeit oder an Tagen wie heute, und wenn wir wieder klar sehen, was eigentlich in der Mitte steht und von wem eigentlich das Licht ausgeht, dann wird das auch das verändern, was wir dann unten im Alltagsgetümmel tun.